

»Man schlieÙe das Auge,
man öffne, man schärfe das Ohr.«

Die Welt der Bilder und der Töne
von
Dietrich von Heymann

Für SWR 2 Radioessay
Redaktion: Gerhard Adler

Adresse:
Prof. Dr. theol. Dietrich von Heymann
Heilpraktiker
Erwinstrasse 37 • 79102 Freiburg
Tel. 0761-707 32 33, Fax 707 32 34
Sendung am 08.07.2002, 21-22 Uhr

"Ich freue mich, dich zu sehen!", so begrüßen wir einen Freund. – "Auf Wiedersehen!" wünscht man einander zum Abschied. – "Auf Wiederhören!", so vernehmen und sagen wir am Ende des Gesprächs durchs Telefon. Was soll man aber zum Beginn einer Sendung zur "Welt der Bilder und der Töne" sagen? – "Angenehmer Ton?" – Mir fällt außer "Guten Abend!" keine entsprechende Begrüßung für Sie ein, nichts wie "Gutes Hören" oder so etwas, zumal sich die Welt der Bilder gegen die Versprachlichung sträubt.

Vielleicht hängt das auch damit zusammen, daß Hören nach innen gerichtet ist, Sehen dagegen nach außen und daß man sich nach innen nichts wünschen kann. Von mir gehen zwar Worte aus. Ob sie indessen bei Ihnen, dem Hörer, eindringen und Ihnen gefallen, das kann ich zwar wünschen, damit kann ich Sie aber nicht begrüßen, sondern kann allenfalls darauf warten, daß Sie mir etwas zum Thema schreiben.

Die äußere Form der beiden Organe weist auf verschiedene menschliche Gaben hin. Das Auge ist nach außen gewölbt, das Ohr nach innen: Ein kleines Experiment veranschaulicht die unterschiedlichen Funktionen: Nimmt man einen Suppenlöffel und hält ihn mit dem Mundteil unter fließendes Wasser, dann sammelt die nach oben gerichtete Schale das Wasser, die nach unten gedrehte Schale hingegen zerstreut das Wasser. Ähnlich verhält es sich mit unseren beiden Sinnesorganen: Das Ohr fängt Sprache und Töne auf und leitet sie nach innen. Der Blick hingegen richtet sich vor allem nach außen z.B. wenn wir jemanden ansehen. Und so hat denn auch jemand "Ansehen". Das Ohr dagegen läßt ohne unser Zutun etwas ertönen und in uns eindringen. Die Augen tasten aktiv die Außenwelt ab und produzieren für unser Gehirn massenhaft Bilder.

Aber nicht nur Töne, sondern auch Bilder bahnen sich ihren Weg nach innen. Sie können sogar innen entstehen, vor dem geistigen Auge. Was geschieht, wenn wir etwas einsehen? Jedenfalls besteht auch ein Zusammenhang von Sehen und Erkenntnis, wie bis heute Adam eine Frau ansieht und umgekehrt; Adam "erkannte" Eva.

Töne entstehen meist außerhalb von uns. Dem inneren Licht gleicht die innere Stimme, die niemand außer mir hört. Wer dieses Ohr verschließt,

verliert die Übereinstimmung mit sich selbst.

Mit unserer Frage nach dem Hören und Sehen treffen wir auf die tägliche Welt der äußeren und inneren Bilder und Töne und auf den schwierigen Weg zu sich selbst. Was macht den Menschen aus? Ist es seine komplexe Sprachbegabung, sein kreatives Denken, sein Antrieb zu künstlerischer Gestaltung oder die Fähigkeit, reizvolle Melodien zu erfinden?

Der ältere Mozart wurde bei Tisch einmal von einer neugierigen Tischnachbarin gefragt, wie er es denn angestellt habe, sich so wundervolle Musik auszudenken und wie er so unvergeßliche Töne habe aufschreiben können. Seine Antwort soll gelautet haben: "Ich habe nur abgeschrieben." – Wer abschreibt, sieht ein Bild vor sich. Wo standen Mozarts Noten? Im Himmel? In seinen inneren Augen? Oder hörte er zuvor, was er dann aufschrieb? Mozart meinte offensichtlich, daß alles, was er notierte, nicht von ihm selbst stammt, sondern irgendwo schon vorhanden war, so daß er es sich gar nicht auszudenken, sondern nur die andere Wirklichkeit anzuschauen brauchte: Noten aus dem Paradies der Töne. Wo ist diese andere Wirklichkeit, auf die sich Mozart ganz offensichtlich beruft? Will man dieser Frage nachgehen, dann stößt man auf Schwierigkeiten, logische vor allem, aber auch sprachliche und vielleicht auch persönliche. Denn was Mozart hier andeutet, scheint ihm gewiß. Umhüllt diese andere Realität vielleicht auch jeden anderen Menschen? Zwar können wir uns nicht vornehmen, aus einer anderen Welt "abzuschreiben", aber wir können damit rechnen, daß die Welt der Bilder und Töne nicht nur eine äußerliche, sondern auch noch eine innerliche Seite hat. Hinter dem Augenscheinlichen liegt noch eine andere Wahrheit. Unserer Alltagswirklichkeit scheinen weitergehende Horizonte innezuwohnen, als es die Arroganz des Objektiven zulassen möchte. Welche Organe könnten einen Menschen mehr dazu befähigen, diese andere Wirklichkeit einzubeziehen und für ebenso real zu halten wie jene andere positive, als die Augen und Ohren, die wir von Kind an benutzen, ohne es lernen zu müssen!

Augen und Ohren ermöglichen Orientierung und Urteil. Sie sind beim Zeugen vor Gericht gefordert, denn er soll sagen, was er gesehen und gehört hat. "Ich habe ihn nicht gesehen", sagt er und meint damit soviel

wie: "Er war nicht zugegen."

Man kann von 100 Greuelthaten lesen; man kann von 1000 Greuelthaten hören; zu sehen braucht man nur eine. So dachten die Amerikaner, als sie das KZ Buchenwald öffneten. Es sollten die tausend Untaten nicht vergessen werden, deshalb luden sie die Einwohner Weimars auf Lastwagen, fuhren sie zu den Stätten des Grauens ins Lager und zwangen sie, sich alles anzusehen. Da prägten sich Bilder ein, welche die meisten Leute nur von Fotos oder Filmen kennen und deren furchtbare Wirklichkeit von einigen wenigen Jüngeren heute als Fälschung bezeichnet wird.

Die Augen ergreifen die Realität, aber sie versetzen uns auch in andere Erlebnisräume z.B. im Kino oder im Museum. Die Ohren nehmen akustisch reale Gegebenheiten auf und können uns Genüsse im Konzertsaal verschaffen. Man benötigt diese Sinne beim Lesen und im Gespräch. Sie warnen bei Gefahr und erwärmen die Seele bei Sonnenschein und Musik. Und stets scheinen auch noch andere als die offenkundigen Umstände zu agieren.

Wir betreten mitunter Räume, in denen es klingt, obwohl kein Mensch leibhaftig anwesend ist. Wir spüren mit unseren Sinnen, daß der Geist einer bestimmten Person oder Geschichte einen Ort erfüllt. Zwar wird der Positivist hierzu seinen Verdacht der Einbildung vorbringen, wer aber einmal eine Klosterkirche betreten hat und zunächst nichts als Stille und die schweigend sitzenden Mönche gewahren konnte, wird vielleicht im Voraus einen noch unbestimmten Klang alter Choralgesänge erahnt haben, die nach einiger Zeit dann wirklich aufsteigen.

Meine erste Begegnung mit der Musik Johann Sebastian Bachs nahm einen ähnlichen Verlauf. Die Tante nahm den Neunjährigen an einem Abend zu einem Konzert mit ins Bachhaus in Eisenach am Frauenplan. Nur wenige Stühle für höchstens 30 Personen waren in dem kleinen Raum im Halbkreis angeordnet, er war lediglich mit einigen Kerzen erleuchtet. An der Wand waren jene Instrumente ausgestellt, auf denen Bach selbst gespielt hatte, eine Geige, eine Laute, ein Klavichord und ein großes Cembalo aus Leipzig. Kein Ton war zu hören, gleichwohl schienen unhörbare Töne die Halle zu erfüllen. Kein Mensch sprach etwas,

man wagte kaum zu atmen. Die schweren Eichenbalken an der niedrigen Decke zwangen die Besucher zur Konzentration. Hier also hatte der Kleine in der Wiege die ersten Töne in sich aufgenommen, wenn die Bachfamilie musizierte. Noch durchströmte kein Präludium, keine Fuge die Stube, und doch nahmen die Augen bereits Klänge der bevorstehenden Stunde vorweg. Der Meister schien wie in einem Traumbild zugegen. Unsere Beispiele zeigen, wofür uns Augen und Ohren zur Verfügung stehen und daß wir zu unterscheiden haben.

Mit dem Sehen und Hören treffen wir auf ein Menschsein, das sich nicht in Körperfunktionen erschöpft. Es gibt Menschen, die können die äußeren Umrisse der Dinge vernachlässigen, weil sie eine andersartige Wirklichkeit im Inneren der Körper bemerken. Mit der sinnlichen Wahrnehmung kann man sich daher nicht begnügen, sondern es gilt der Frage nachzugehen, ob sich mit unseren Augen und Ohren nicht weitere Wahrheiten entdecken lassen, die unser Leben durchleuchten und durchtönen. Allerdings können wir die organischen Grundlagen des Sehens und Hörens nicht übergehen, damit wir uns nicht in Spekulationen verlieren.

Befassen wir uns zunächst mit dem Gesichtssinn, danach mit dem Gehör. Schließlich müssen wir beide Sinne noch einmal vergleichen. Denn sie ergänzen wechselseitig weitere Organe zu den bekannten fünf Sinnen, von denen man uns erklärt hat, wir sollten sie beisammen halten.

Die Augen zählen zu den Wunderwerken der Natur. Acht Wochen nach der Befruchtung hat der menschliche Embryo die Größe einer Walnuß. Noch bevor Hände und Füße ihr Maß gewonnen haben, sind bereits die Augen mit Linse, Hornhaut und Iris gewachsen, auch die Lider bilden sich aus. Diese Hautklappen werden die Augen noch einige Monate bis zur Geburt verschließen. Haben sie dann einmal das Licht der Welt erblickt und sind "erwachsen", dann werden sie eigenständig die Welt erkunden. Mitmenschen werden uns mit gütigen oder durchdringenden Augen anschauen. Die Augen schaffen Gemeinschaft oder entziehen sich ihr. Sie fassen Eindrücke von anderen Menschen zusammen und vergleichen sie mit Innenbildern der Erfahrung, was mitunter auch zu Irrtümern und Enttäuschungen führt. Denn nicht jede Hakennase

bildet den brutalen Charakter ab. Wir werden auf sprechende oder stechende Augen treffen. Oder jemand öffnet uns die Augen. Mit den Augen werden wir zustimmen oder fragen. Wir werden etwas aus den Augen verlieren, manche Augenblicke werden sich in unsere Erinnerung eingraben, anderes werden wir mit einem weinenden und einem lachenden Auge bestehen müssen. Und hoffentlich bleibt auch einmal kein Auge trocken.

Jedes Sinnesorgan ist so eingerichtet, daß es den Organismus von ganz bestimmten Vorgängen in der Außenwelt auf spezielle Art unterrichten kann. Das Auge reagiert auf Lichtwellen, die Ohren auf Schallwellen. Für jedes Sinnesorgan im Körper gibt es auch einen adäquaten Reiz, so daß es nur ganz bestimmte Empfindungen ausmachen kann. Verschiedene Sinneszellen erfüllen deshalb unterschiedliche Aufgaben. Man unterscheidet Rezeptorzellen, die in Augen, Ohren und in der Haut liegen und die auf Licht, Schall und Wärme, Kälte, Berührung und Schmerz reagieren. Daneben verfügt ein Mensch über Rezeptoren, die im Körperinneren liegen und Rückmeldungen über das Geschehen im Körper liefern. Der Gleichgewichtssinn meldet Haltung und Stellung des Körpers, der Bewegungssinn zeigt die Stellung einzelner Gelenke an z. B. bei einem Hexenschuß. Neben dem Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Tasten erteilen uns Sinnesorgane für Wärme-, Kälte- und Schmerzempfindung gelegentlich zusätzlich reflexartige Befehle z.B. die Hand von der heißen Herdplatte zurückzuziehen. Die Rede von den fünf Sinnen unterschätzt daher unsere natürliche Beschaffenheit. Der menschliche Körper verfügt in Wahrheit über mehr als fünf Signalmechanismen. Nur ein sehr kleiner Teil der aufgenommenen Reize erreicht aber die Großhirnrinde. Der weitaus größte Teil bleibt unbewußt, da wir sonst durch Informationsüberflutung handlungsunfähig wären.

Der Mensch kann über seine sämtlichen Sinnesorgane ca. 10^9 Zeichen (genannt Bits) in der Sekunde aufnehmen: eine Zehn mit neun Nullen – eine ungeheure Menge von Nachrichten. Wieviele davon werden aber wirklich erfaßt? Untersuchungen in Speziallabors führten zu dem Ergebnis, daß beim Lesen ca. 15 Zeichen/Sekunde aufgenommen werden. Andere Schätzungen z.B. für das Autofahren liegen bei knapp 50 Zeichen/Sekunde. Was geschieht mit den anderen fast 10 Milliarden Zeichen? Man spricht in diesem Zusammenhang von selektiver Aufmerk-

samkeit, welche die bewußte Wahrnehmung filtert. Dabei werden feste Erkennungsmuster gebraucht, welche das individuelle Vermögen einschränken. Wie durch einen Flaschenhals werden unzählige Meldungen auf vielleicht hundert reduziert. Aufmerksamkeit gilt deshalb der Informationsgesellschaft als wertvollstes Gut, denn sie bildet die Voraussetzung für Interesse, das seinerseits Filter ausschalten kann.

Für jedes Objekt, das mit den Augen erfaßt wird, sind nun aber unterschiedliche Persönlichkeitsstrukturen wirksam, welche die Beobachtung leiten. Diese Strukturen variieren stark, so daß nicht jeder das gleiche "sieht". Konzepte der Selektion von Aufmerksamkeit und Wahrnehmung fanden daher in der Psychologie besondere Beachtung. Dabei bedarf die lange Zeit vertretene These, Menschen würden bevorzugt Aspekte auswählen, die mit ihrer vorgefaßten Meinung übereinstimmen, der Modifikation. Das Schutzschild der Selektivität fungiert nämlich so, daß positive Informationen über ein Objekt, zu dem negative Einstellungen bestehen, herausgesiebt werden, nicht hingegen negative Informationen über ein Objekt, zu dem positive Besetzungen bestehen. Ähnliches gilt in Bezug auf die Wirkung des Fernsehens, die teilweise überschätzt, dann zeitweise wieder unterbewertet wurde. Fest steht nun allerdings: Über die Augen können bestehende Meinungen oder Vorstellungen verstärkt werden. Anders verhält es sich beim Therapeuten, dem sich durch den diagnostischen Blick sofort pathologische Zusammenhänge eröffnen, weil bewußtes und wachsames Sehen systematisch geordnet ist. Viele Besonderheiten lassen sich auf den ersten Blick erkennen. Allein durch die Beobachtung der vielfältigen Veränderungen des äußeren Erscheinungsbildes wird man oft schon zu einer ersten Verdachtsdiagnose geführt. Zur endgültigen Klärung können klinische Untersuchungen mit bildgebenden Apparaten wie Röntgen oder Ultraschall gezielt eingesetzt werden. Laboratoriumsmethoden wandeln sich, die Summe der möglichen Krankenbeobachtungen gehört zu den unveränderlichen Grundlagen der Medizin und Naturheilkunde. Was sich der aufmerksamen Beobachtung erschließt, ist im wesentlichen schon seit 100 Jahren bekannt und wird auch in Zukunft seine Gültigkeit behalten. So läßt die blasse, gelbliche, pigmentierte, rote oder blau-rote Haut ziemlich sichere Rückschlüsse darauf zu, in welcher Richtung weitere Maßnahmen zur Sicherung einer Diagnose zu treffen sind und welche schonende individuelle Therapie dem Patienten empfohlen

werden kann. Die Hände, besonders die Handinnenflächen sowie Form und Färbung der Nägel sind geeignet, durch ihre Färbung und Struktur maßgebliche Informationen anzugeben. Der "Inspektion" (dem Anschauen) ist hier übrigens die "Auskultation" (das Abhören) zugeordnet. Lunge, Herz und Darm lassen sich hören.

Die Gesamtheit der Sinnesorgane des menschlichen Körpers vermittelt dem Gehirn und Rückenmark ausgewählte Berichte, und zwar solche, die entweder von der Außenwelt, oder aus dem Inneren des Körpers stammen, wo auch Seele und Geist ihre Wohnung gefunden haben. Und so entspricht jedem Sinnesorgan im Gehirn ein abgegrenztes Zentrum, das zu geistigen Impressionen und zu Regungen des Gemüts bewegt. Die Augen werden beispielsweise einmal Tränen lachen - oder weinen.

Durch die Entwicklungsgeschichte ist das Auge mit zwei Besonderheiten ausgestattet. 3-6 Millionen Zapfenzellen für Rot, Gelb und Blau in der Netzhaut des Auges gestatten das Farbsehen. Daneben besitzen wir ein Vielfaches an sog. Stäbchen, welche das Grau-Sehen in der Dämmerung ermöglichen, nämlich etwa 80 - 120 Millionen derartiger Zellen. Unsere Urahnen müssen ausgeprägte Nachtmenschen gewesen sein. Für viele Zeitgenossen scheint das Gleiche zu gelten. Betrachtet man ein Satellitenbild von der Erde bei Nacht mit seinen unzählbaren Lichtflecken z.B. von New York oder Frankfurt, so wird unsere Veranlagung bestätigt.

Die organische Seite des Sehens in der wunderbaren Anatomie des Auges mit Iris, Linse, Netzhaut, Nerven und Muskeln wollen wir jetzt einmal als äußerlich bezeichnen. Es gibt daneben und mit ihr verbunden noch die innere, gewissermaßen geistige Seite. Unsere Augen verweilen an der Oberfläche der Dinge und Menschen. Sie benötigen nur einige verstreute Punkte, und schon füllen sie die Zwischenräume selbst aus. Sie ahnen mehr als sie wirklich sehen, und niemals prüfen sie die Dinge. Sie geben sich mit Erscheinungen zufrieden. Der Inhalt ist ihnen meist verborgen. Den schafft erst das Gehirn in einer geradezu unheimlich anmutenden Vielfalt und Geschwindigkeit. Es vollbringt dabei eine bewundernswerte Gedächtnisleistung, ohne uns allerdings vor Fehlurteilen zu schützen.

Die Frage, wie das persönliche Repertoire an Vorurteilen wächst und

sich verwandelt, führt in das Feld der Lebenserfahrung. Mit den Augen eignen wir uns ein Wissen an, das immer dann aufgerufen wird, wenn wir von ähnlichen Figuren Notiz nehmen. Ein Gesicht, das sich uns einmal eingeprägt hat, ist uns noch nach Jahren erinnerlich. Es bleiben Formen mit Einzelheiten haften, die zusätzlich in den Vorrat an Grundeinstellungen aufgenommen wurden. Hat man erst einmal einen Menschen mit ausgeprägten Kinnpartien oder Backenknochen gesehen und ihn als rigoros oder rücksichtslos erlebt, dann schließt das Gehirn bei jeder ähnlichen Begegnung auf das Gleiche. So halten manche die großen Ohren für einen Hinweis auf ausgeprägte Intelligenz, schöne Hände für den Beweis eines edlen Charakters usw.. Nur selten werden derartige Anschauungen revidiert. Und in manchen Fällen stimmen sie ja auch. Der Gesanglehrer kann ziemlich sicher an der Kopf- und Gesichtsförm den Tenor von einem Baß unterscheiden, und eine Freiburger Gesanglehrerin erwähnte einmal das "typische Sängergesicht mit einem relativ weiten Prospekt, der auf ausgeprägte Resonanzräume hinter dem Gesicht hinweist, etwa wie bei Maria Callas".

Wer einen Menschen betrachtet, nimmt sein äußeres Erscheinungsbild wahr. Das menschliche Antlitz gehört wohl zu den schönsten Ansichten auf der Welt. Man sieht gleichzeitig aber auch den Eindruck, den jemand z. B. mit der Wahl der Kleidung von sich erwecken möchte. Die Kleidung ermöglicht manchmal Rückschlüsse auf Beruf oder Berufsverständnis. Hier spielen Farben eine wichtige Rolle, auf die wir gleich noch einmal genauer eingehen werden. Der weiße Kittel des Arztes deutet auf Sterilität, Banker in dunkelgrauen Anzügen suggerieren Seriosität, Lehrer lassen es bei karierten Hemden und Jeans bewenden, um ihren Sinn für die Jugend zum Ausdruck zu bringen, die flache Baskenmütze traf man früher häufig bei Pfarrern an, die nicht ständig den Hut zum Gruß ziehen mochten. Die Wahl der Kleidung wird nach dem jeweiligen Anlaß getroffen. Zu hochoffiziellen Anlässen trägt man den Smoking, bei Beerdigungsfeiern die schwarze Krawatte, für Vorstellungsgespräche empfehlen geschickte Berater das dezent wirkende Kostüm mit wenig Schmuck. Eine ganze Industrie widmet sich dem Thema Kleidung, welche den Augen der anderen ein Selbstbild und eine bestimmte Selbsteinschätzung vermitteln soll. Die Werbebetatsprechender Branchen steigen. Das Produkt für die Augen kann auch Exotisches zur Darstellung bringen. Was die Blicke anziehen soll, muß

gleichwohl für die betreffenden Altersgruppen passen, das gilt für junge Mütter wie für reiche Rentner. "Sehen und gesehen werden", darf als Motto für Empfänge, Opernbesuche, Konferenzen und Kongresse gelten. Kleider machen Leute. Auch die Wahl der Stoffe spielt eine große Rolle: Seide, Tweed, die schlichte Baumwolle oder Nadelstreifen stellen dar, was den Augen des Betrachters auffallen soll. Die konsumfreudige Kundschaft dankt es den Herstellern mit eindrucksvollen Verkaufserfolgen. Die Macher der Haute Couture erobern Märkte für das Darüber – und das Darunter. Man setzt auf Spitzen, Schleifen, Taft und T-Shirts. Wer für das Darunter eine besondere Wahl trifft, kann sich dessen sicher sein, daß es die anderen ja nicht erblicken. Von hier aus erschließt sich der tiefere Sinn des Märchens vom Rumpelstilzchen: "Ach, wie gut, daß niemand weiß..." Kleidung und Wäsche können Skandale auslösen, die Presse nimmt sich des Themas an, Leser senden Dank- oder Drohbriefe. Ein Designprofessor erscheint vor seinen Studenten stets mit zwei unterschiedlichen Schuhmodellen, einem linken schwarzen und einem rechten weißen nämlich. Bei ihm zu Hause könnte wohl ein ähnliches Paar stehen. Die Frisur, die Haut mit ihrer Farbe, sogar der fehlende Knopf am Jackett, alles nehmen die Augen auf und bereiten Hochachtung und Anerkennung, Geringschätzung und Verachtung vor. In Sekundenschnelle ordnet das Auge die Welt der Bilder nach persönlichem Empfinden. Die Augen scheinen auch im Zeitalter der digitalen Telekommunikation noch immer das bedeutungsvollste Organ zwischenmenschlicher Beziehungen zu sein, Auslöser für Ärger und Aufsehen, Bewunderung und Respekt. Man redet oder schweigt mit den Augen, zeigt oder verbirgt - und meint zugleich, seine Mitmenschen durchaus richtig einschätzen zu können. Das Sprichwort aus Jugoslawien gibt aber zu bedenken: "Die Augen sehen alles, nur sich selbst nicht."

Nun wissen wir außerdem, daß wir unterschiedliche Helligkeiten, Farben, auch Gerüche usw. nicht an sich, sondern immer in Verbindung mit Gegenständen wahrnehmen. 1912 begründete der Berliner Psychologe Max Wertheimer die sog. Gestaltpsychologie. Er schreibt sinngemäß: Wenn ich aus dem Fenster blicke, sehe ich Haus, Wiese, Weg und Blumen in einer Vielfalt von 327 Farben und Formen. Aber es bleibt die Reduktion auf nur wenige Grundmuster, Umrisse oder Flächen, wir sagen: Gestalten - von Haus, Weg, Wiese usw. Sehen ereignet sich als

aktive Leistung der Wahrnehmung von Mustern. Die komplexe Wirklichkeit wird reduziert. Dazu wird viel Energie eingesetzt und verbraucht, und es herrscht die Tendenz, die wahrgenommene Welt möglichst einfach zu gestalten, d.h. abzubilden. Ähnliches vollzieht sich übrigens auch beim Hören. Manche hören nur die Oberstimme oder die ganz tiefen Töne eines Orchesters. Die anderen Stimmen werden zwar aufgenommen, aber in der Verarbeitung ausgeblendet, sie gelangen nicht durch den Flaschenhals, von dem wir schon sprachen, obwohl erst alle Stimmen zusammen die harmonische Ordnung erzeugen. Noch viel komplizierter wird unsere Wahrnehmung, wenn wir Personen gegenüberstehen. Bei der Wahrnehmung wirken nämlich nicht nur Grundmuster wie Haus, Wiese, Weg mit, sondern dazu noch Gefühle wie Sympathie, Liebe oder Ablehnung und die erwähnten Vorurteile, die Stereotype genannt werden. So wie einer stereotyp das Gleiche sagen kann, so überlisten uns mitunter auch Vorurteile, die sich mit dem tatsächlich Wahrgenommenen vermischen. So werden auch die objektiven Merkmale eines anderen Menschen nur bruchstückhaft oder gar nicht aufgenommen. Viele falsche Zeugenaussagen kommen etwa bei Gericht so zustande.

Unsere Meinung, einen anderen Menschen zu kennen, beruht auf der Prägekraft einmal erfaßter Bilder. Aber diese Meinung verweigert ihm den Anspruch jedes Lebendigen auf Veränderung, die zu den Rätseln des Lebens zählt. Und damit kündigen wir ihm die Bereitschaft, auf geschehene Verwandlungen einzugehen, und sind zugleich verwundert oder enttäuscht, daß unser Verhältnis zu ihm nicht mehr lebendig ist. "Ich kenne dich ja gar nicht wieder... Du bist nicht, wofür ich dich gehalten habe...", sagen die Enttäuschten. Wofür hat man sich denn gehalten? Nicht selten bewirkt diese Überraschung auch das Ende der Liebe. Für das Geheimnis, als das uns jeder Mensch begegnet, sind die Augen müde geworden, indem sie sich ein Bild von ihm machen. Aber diese Art von Idealisierung enthält Gewalt - und eine Abstraktion, welche es dem konkreten Mitmenschen nahezu unmöglich macht, jene Anteile seiner Person zu leben, welche der Idealisierung entgegenstehen könnten. Er darf in unseren Augen nicht mehr wachsen und sich entwickeln. Das ist das Lieblose, das zur Entfremdung führt. Die Augen konstruieren sich ein Bild, dessen Tiefenschärfe verfehlt wird, weil sie fotografisch abzulichten bestrebt sind, zugleich unfähig, den möglichen

Entfaltungen zu folgen. Das ist der Zwang, der den anderen in ein Rollenspiel drängt, das seinem Wesen nicht entspricht.

Bei der Fertigung erträglicher Perspektiven vollbringt das Nervensystem unmerklich Wunder der Retusche und Ausschnitte bzw. Verfälschung. Damit erklärt sich auch, weshalb sogar Experten das ökologische Dilemma gelegentlich unglaublich klein sehen. Da sieht der eine außerordentlich optimistisch in die Zukunft, und es stimmt ihn rosig, daß wir Menschen lediglich zehn Prozent unserer Erde überhaupt nachhaltig beeinflussen können, denn das andere sei Wasser und Wüste. Ein anderer wandert durch den Schwarzwald und stellt verwundert fest, er habe alles befriedigend grün erlebt und wisse vom Sterben gewisser Bäume lediglich, was in den Zeitungen stehe. So wirken optimistische Vorurteile dort besonders als eine Art Überlebensstrategie, wo sie sich nur mühsam begründen lassen.

Zu dieser Vereinfachung gesellt sich die Ursachenverkettung. Zauberkünstler verblüffen auf ähnliche Weise unser Sehvermögen, wir sehen ja nur das Bild und schließen, es sei Tatsache und Wirklichkeit; jemand, der in ein Telefon spricht, erzeugt in uns den unwillkürlichen Schluß, es gäbe einen unsichtbaren Partner am anderen Ende der Leitung, obwohl da vielleicht gar keiner ist.

Das angehäuften Vorwissen aktiviert dabei ständig Figuren und folgert, daß es sich hier genauso verhalte wie schon bei altbekannten Tatsachen. Das menschliche Gehirn will um jeden Preis vereinfachen und möglichst auf *eine* Ursache zurückführen. Vor diesem Bedürfnis buckeln die Klischees der Werbung und der politischen Vereinfachungen. Was ist die Ursache von Krebs und Krieg, von Robbensterben oder Börsenkrach? Eine muß es doch geben, möglichst eine! Und die muß dann auch fürs Waldsterben und für die eigene Krankheit herhalten. Vereinfachen und Ursachengleichheit herstellen, so lauten die innersten Regeln bei dem, was wir sehen und hören. Es klingt paradox, aber wider besseres Wissen lassen sich manche Mitmenschen von Lichtbomben beschießen, schließen die Augenlider vor diesem Licht und meinen, die bekannte Spätfolge Hautkrebs treffe als Mißgeschick vornehmlich die anderen. Wem dabei "Hören und Sehen vergeht", der ist wohl kaum organisch blind und taub zu nennen.

Dabei sehen wir nicht einmal, was wir zu sehen glauben. Wie sehr uns nicht nur die Augen, sondern auch die optische Natur täuschen kann, demonstriert die Fata Morgana, welche die Physiker mit Luftspiegelungen begründen. Zur Welt der Bilder gehört das Reich der Farben. Licht und Farben beruhen indessen auf optischen Täuschungen. Als Beweis führen Wissenschaftler an, daß wir einen blauen Teppich in einem stockdunklen Tunnel ebenso farblos sehen wie eine rote Tomate oder eine weiße Maus. Sehen kann man nur, was beleuchtet ist. Aber mit der Lichtquelle ist eine Farbe noch nicht eindeutig festgelegt. Wenn man die weiße Maus mit einer roten Lampe bestrahlt, sichten wir sie anders als bei Tageslicht. Sogar das Sonnenlicht vollführt noch optische Kunststücke: Wenn sich die Sonne im November hinter grauen Wolken versteckt, dann geben sich Häuser und Bäume wie der Himmel, eben grau in grau. Sogar die Gesichter der Menschen entbehren der sonst freundlichen Farben, und wir finden sie blaß und bleich, traurig und niedergeschlagen. Aber die physikalischen Verhältnisse täuschen auch hier, denn der vermutete düstere Gemütszustand hat uns bereits in die Irre geführt. Wie wäre es sonst zu erklären, daß gerade im trüben Winter die herrlichsten Feste gefeiert werden. Die Welt der Bilder stellt sich dem menschlichen Auge also grundsätzlich auch als reichhaltige Sammlung von Täuschungen dar.

Seit drei Jahrhunderten bemühen sich die Physiker, dem Phänomen der Lichtwellen auf die Spur zu kommen. Der große Naturforscher Isaak Newton schickte im Jahr 1666 Licht durch ein Glasprisma. Da das scheinbar weiße Sonnenlicht aus Strahlen verschiedener Wellenlängen besteht, wurden sie in seinem Glasdreieck unterschiedlich abgelenkt und damit zerlegt. So erschien an der weißen Wand im Arbeitszimmer Newtons ein Regenbogen. Gut 300 Jahre später errechnet sein Nachfolger auf dem gleichen Lehrstuhl für Mathematik an der Universität Cambridge, der Physiker Stephen Hawking, neuartige Theorien über eine Art Schichtenmodell, auf das wir später noch kommen.

Mit der rein naturwissenschaftlichen Erklärung der Farben hat sich schon Goethe nicht zufrieden gegeben. Er wollte die Einheit des Lichtes erhalten, und so beschreibt er in seiner Farbenlehre die Grundfarben Gelb, Blau und Rot, aus denen sich Violett, Orange und Grün mischen lassen, was bis heute Grundlage der künstlerischen Farbkompositionen

und Inhalt der Malkästen unserer Kinder geblieben ist. Dabei besteht zwischen Newton und Goethe gar kein so großer Zwiespalt, denn Newton meinte die Farben des Lichtes, Goethe hingegen die Farben der Körper. Farbige Gegenstände sehen also nur deshalb bunt aus, weil sie einen Teil des Sonnenlichtes absorbieren und andere Teile zurückstrahlen. Die rote Blüte der Tulpe nimmt den grünen Wellenbereich des Lichtes auf, den Rest reflektiert sie. Der grüne Stengel dagegen macht es umgekehrt. Genauso verhält es sich mit leblosen Gegenständen. Eine rote Kaffeetasse enthält Farbstoffe, die dem Licht das Grün entziehen.

Unsere Augen unterscheiden nach neuesten Schätzungen bis zu einer Million verschiedener Farben. Ein Normenausschuß will mit Hilfe eines 24teiligen Farbkreises eindeutige Klassifizierungen schaffen, wie man die Farben zu bezeichnen habe. Was der Laie mit dem Sammelbegriff Rot bezeichnet, umfaßt demnach eine Vielzahl von Farbabstufungen und Nuancen, die z. B. ein Designer oder Drucker kennen muß.

Neben den objektivierten Farbskalen bleiben indessen subjektive Unterscheidungen bestehen. So bewerten verschiedene Völker je nach ihrer geographischen Lage ihre Farben unterschiedlich. Norweger können dunkle Winternächte durchaus belebend finden. Die Welt erscheint ihnen sogar als heimelig. Ein alter Schiffer freute sich sogar auf die wärmende Dunkelheit, und das Nordlicht täte ein Übriges, die Welt wundersam durch blinkende Farben zu verzaubern. Außerdem komme ja der lichtbringende Schnee. Den Italienern sagt man ein besonderes Gespür für Farben nach, was sich in ihrer erfindungsreichen Mode widerspiegelt. Die aktuellen Trendfarben für Mode und Design sollen alljährlich in Mailand für ganz Europa neu gemischt werden. Maler ziehen seit langem nach Südfrankreich und Italien, um den Wirkungen des Lichtes auf die Spur zu kommen.

Gleichwohl werden die Farben in allen Kulturkreisen ähnlich gesehen. Deshalb wird die Symbolik der Farben von allen Menschen intuitiv ziemlich übereinstimmend verstanden, was zu internationalen Vereinbarungen über die Farbgebung von Zeichen geführt hat. Für Fluchtwege und Ausgänge verwendet man Grün, Gebote und Anordnungen sind blau unterlegt, weil diese Farbe bewußtes Handeln und Ruhe auslöst, Verbote und Gefahren sind mit Rot verbunden, weil der Mensch auf

diese Signalfarbe am aufmerksamsten reagiert. Bestimmte Farben haben ihre Bedeutung denn auch über Jahrhunderte erhalten. Bei den alten Ägyptern stand Rot für Krieg, Grün für Leben und Wachsen, Blau für die Weite und für die Haarfarbe der Götter, ein weißes Gewand hatte Reinheit zu bedeuten. Schon um 2500 v. Chr. malten sie die Grabkammern ihrer Fürsten und Pharaonen mit weißem, rotem, blauem und grünem Wandschmuck aus. Die Kleiderfarben indischer Geistlicher (Saddhus) verkünden ihre Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen und Riten. Die geschminkte und geschmückte Haut ist in fernen Kulturen den Anlässen des Lebens oft stärker angepasst als im rational orientierten Europa. Rot gilt dort als Farbe des Lebens, Weiß als Farbe des göttlichen Krishnas, der Inkarnation des weltumspannenden Welterhalters, ähnlich wie die Kirchenfarbe Weiß dem Christusfest Ostern zugeordnet wird, gleichzeitig eine Demonstration für den Grenzwert aller Farbigkeit und für die Fülle ungebrochenen Lichts. Weiß gilt als Veranschaulichung der Grenzenlosigkeit der auferstandenen Liebe. Am Grabe des gekreuzigten Christus sahen (aktiv!) Frauen am Ostermorgen den Engel, und es erschien ihnen (passiv!) der, welcher ihnen die Vergeblichkeit ihres aktiven Suchens und gleichzeitig die Aussicht auf eine passive Begegnung mit dem auferweckten Gottessohn verkündete: "... und sein Kleid war weiß wie der Schnee." So kannten die griechisch schreibenden Erzähler des Neuen Testaments die Gleichzeitigkeit von anschauen und zutage treten, was in der griechischen Formenlehre in einer Verbform zwischen Aktiv und Passiv ausgedrückt werden kann – Fingerzeig auf die Substanz des Divinum, in welchem Eindruck und Ausdruck verschmelzen. Aus der Wurzel "div" für "leuchten" hat sich im Indogermanischen denn auch der Begriff "Divinum", das Göttliche, entwickelt. Ob das strahlend weiße Hochzeitskleid die engelhaftige Liebe der Braut oder doch ihre Makellosigkeit hervorheben soll, oder ob es lediglich als Festgewand dient, läßt sich wohl nicht entscheiden. - Weit verbreitet in den Kulturen ist das Weiß als Schutz vor bösen Einflüssen, es schützt die Toten vor bösen Geistern, die Lebenden vor den Toten. Auf der Insel Bangka vor Sumatra wird der Tote in sieben weiße Tücher gehüllt, bevor er bestattet wird. Auch Indianerstämme und slawische Völker kennen Weiß als Trauerfarbe.

Ihr Gegenteil Schwarz gilt allgemein nicht als Farbe, und doch verbinden wir damit Schattenreich, Höhle, Finsternis, Tiefe, Untergang, Tod.

Aber Abgründe begegnen auch mitten im Sonnenlicht. Wenn das oft so gefürchtete dunkle Ende des Lebens naht, könnte der Entmutigte von finsternen Mächten erlöst werden, wenn er bittet: Komm, Tod, und verwandle mich zum Licht. Dann würde es hell, so wie in manchen Kulturen die Abbildung des Todes nicht schwarz, sondern weiß gefärbt ist, der Tod als weiße Dame. In Lotte Paepckes Büchlein "Unter fremden Dächern" findet sich eine ähnliche Auffassung.

Es heißt da: "Wir möchten glauben, es sei eine Sache der Nacht, die einen Lebendigen in ihre Dunkelheit holt, doch ist es ein falscher Glaube. Vielleicht scheint dort ein viel helleres Licht, vielleicht wehen dort leichtere Winde und springen üppigere Knospen auf. Aber wir vom Leben Gefangenen wissen nur, daß die Toten in eine Welt geholt werden, in der es mit unsern Augen nichts mehr zu sehen gibt, mit unsern Ohren nichts mehr zu hören gibt. Und so haben wir für den Tod nur das Bild der Nacht."

Schwarz gilt als die Verneinung gegenüber dem Weiß der Bejahung. Darum drückt Schwarz die Idee des Nichts aus. Andererseits ist es als Farbe des dunklen Mutterleibes und der schwarzen, besonders fruchtbaren Erde zugleich Ausdruck für das Dunkel der Gebärmutter und aller Räume, in denen sich neues Leben entwickelt, somit auch Farbe der Fruchtbarkeitsgöttinnen: Die schwarze Isis ist die große Muttergöttin des alten Ägypten. Von dieser Bedeutsamkeit der schwarzen Muttergottheiten lebt vielleicht auch die viel spätere Verehrung schwarzer Madonnen.

Farben verhelfen uns nicht nur dazu, daß wir uns in der an sich farblosen Welt zurechtfinden, sondern sie dienen auch dazu, Assoziationen zu wecken und sich persönlich auszudrücken. Das wird von Damen bei der Wahl ihrer Kleiderfarben ebenso beachtet wie von den Herren, wenn sie Krawatten oder Hemden auswählen. Ähnliches gilt auch für die Wandfarben in der Wohnung, die Heimwerker jährlich mit etwa 100.000 Tonnen Lack und Farbe verpinseln, ebenso für die Farbe unseres Automobils und fürs Geschenkpapier zum Geburtstag.

Die Welt der Bilder stellt sich eben auch als Welt der Farben dar. Das Wort "Farbe" stammt übrigens aus einer indogermanischen Wurzel, wo

es "gesprenkelt" hieß, was auch der physikalischen Wirklichkeit entspricht, denn alle bunten Flächen sehen unter der Vergrößerung wie eine Mischung winziger gelber, blauer und roter Punkte aus.

Gleiches trifft übrigens auch für die Welt der Töne zu. Töne erreichen unser Ohr niemals von einem einzigen Punkt im Raum aus. Denn da gibt es einen Klang, dazu ein Echo, dann wieder einen Hall, mit dem der erste verschmilzt. Gerade Musik läßt sich nicht anders als eine ununterbrochene Verkettung von Tönen empfangen. Ist ein Instrument mit seinen Tönen verklungen und erfüllt ein neuer Klang den Raum, so ist das erste nicht etwa verschwunden, es schwingt auch nicht nur nach, sondern es verharrt im Warten, bleibt gegenwärtig und gespannt, bis es sich erneut zu Wort meldet und sich in die anderen Klänge mischt. Und wenn das Konzert vorüber ist, erfüllen Töne oder Melodien weiterhin den Raum, wandern mit hinaus, ja sie können einem als Ohrwurm nachlaufen bis in die Nacht und in die Tage danach. Für die Sprache herrschen ähnliche Grundsätze. Die Bemerkung eines Lehrers kann für den Schüler seine Ausstrahlung lange behalten, kann ihn über Jahre begleiten und verfolgen - oder ihn zu besonderen Leistungen anspornen. Eine Studentin hielt mir nach vielen Jahren meinen Satz vor: "Sie gehören doch nicht etwa zu den Dünnbrettbohrern?" Inzwischen avancierte sie zur Rektorin.

Der Horizont der Farben und ihrer Bildnisse ist weit gespannt, zu weit, um ihn erschöpfend zu beschreiben. Wenden wir uns deshalb jetzt dem Gehör zu. Obwohl sich die Ohren im Laufe der menschlichen Biografie später entwickeln, spielen sie eine ebenso beachtliche Rolle wie die Augen und ergänzen das Sehvermögen. Auch die Ohren verhelfen dazu, Mitmenschen und Dinge zu erfassen. Manches läßt sich überhaupt nur im Zusammenspiel beider Sinne gewahren. So ist und so wird der Mensch im Sehen und Hören eine Person. Über die Fähigkeit des Hörens entwickelt sich die Sprache als wichtigstes Kommunikationsmittel für das Alltagsleben, das auch die Möglichkeit zu sozialen Kontakten schafft. Ein Ausfall des Gehörs führt nicht selten zu schweren Verhaltensstörungen. Das Gehör begleitet den Menschen auf Schritt und Tritt. Wir können zwar zum Schlaf die Augen schließen, das Gehör aber bleibt wach. Die häufig beobachtete Niedergeschlagenheit nach Operationen deutet darauf hin, daß in der Narkose bei scheinbar tiefer Be-

wußtlosigkeit das Gehör offensichtlich nicht ganz ausgeblendet war. Und wenn ein Mensch in seinen letzten Atemzügen liegt, die Augen schon verdunkelt, der eigene Wille und die Fähigkeit zur Liebe gebrochen sind, signalisieren des öfteren kleinste körperliche Regungen, daß die Ohren noch Worte und Töne fassen können. Der mittelalterliche Dominikanermönch aus Köln Meister Eckhart rückt diese Erkenntnis mitten ins Leben: "Wir hören viel, aber wir hören erst eigentlich, wenn wir die wirren Stimmen haben sterben lassen." Das Ohr führt also zur Mitte der Person. Und er fährt in Bezug auf das Sehen fort: "Wir sehen viel, doch eigentlich sehen wir erst, wenn alle wirren Lichter ausgeblasen sind und nur das eine klare, große Licht der Seele leuchtet." Die Physiologie der Augen und Ohren eröffnet demnach eine Fernsicht in innere Horizonte.

Physiologisch bezeichnet man mit "Ohr" einen Raum, in dem sich zwei Organe befinden, nämlich das Hör- und das Gleichgewichtsorgan. Unter der Vielzahl der Eindrücke hält uns das Innenohr im Gleichgewicht. Äußerlich nimmt das Ohr die Kontur eines menschlichen Embryos ein, welche somit auch verschiedene Organe abbildet. Diese Beobachtung macht sich die Ohr-Akupunktur zunutze.

In der akustischen Aufnahme kann man unterscheiden zwischen Sprache - Tönen - und Geräuschen. Sie stellen dem Gehör jeweils spezielle Aufgaben, Laute, Klänge und Schall zu verarbeiten. Das Gehör kann dabei ebenso genau unterscheiden wie das Auge. So wurde kürzlich ein maskierter Bankräuber kurz nach seinem Einbruch festgenommen, weil die Nachbarin, die in der Bank als Kassiererin arbeitete, ihn an seiner Stimme wiedererkannt hatte. Die Sprache stellt für Kriminologen gleichsam einen unverwechselbaren "Fingerabdruck" sicher, der sicher zu identifizieren und noch mehr als der Habitus oder die Vorliebe für eine bestimmte Kleidung zur Individualität zu rechnen ist.

Die Stimme kann kaum etwas verbergen. An manchen Tagen hört sie sich klar und akzentuiert an, an anderen Tagen verkündet ihr trauriger Klang die bedrückte Stimmung. Auch sorgsam gehütete Gedanken übertragen sich auf die Stimme und werden in Modulation und Rhythmus offenbar. Auch die Stimme und Sprechweise des Heuchlers läßt sich an ihrer leichten Dehnung und den kleinen abrupten Abständen

zwischen den Tönen ausmachen, so als ob sie beschlossen hätten, der Stimme nicht ihren freien Lauf zu lassen.

Über Wort und Stimme kommt es ähnlich wie über das Angesicht zu Sympathie oder Antipathie. Die Stimme verrät Furcht und Lust, Gleichgültigkeit, Eifer oder Angst. Die *Stimm*lage enthüllt den Nervösen und den Schüchternen, sie kann Entschlossenheit oder Abwehr freilegen. Die Schärfe einer Stimme kann verletzen. Es liegt in ihr ein Hauch von Transzendenz, weshalb Martin Luther dem Suchenden wie dem Glaubenden einmal riet: "Stecke deine Augen in deine Ohren!"

Zum Reich der Töne gehören auch die Sprachen. Wie vielseitig Sprache und Sprachen zu differenzieren sind, zeigt die Statistik zur weltweiten Verteilung der Sprachen: 1997 zählte man auf der ganzen Erde 6528 Sprachen. Vermutlich wird in den nächsten 100 Jahren aber die Hälfte davon aussterben, so verschwindet etwa alle 14 Tage eine Sprache. Die reichste Verfeinerung findet man in Asien und Afrika mit jeweils ca. 2000 verschiedenen Sprachen. Die europäischen Länder nehmen sich mit gut 200 Sprachen demgegenüber relativ bescheiden aus, Amerika mit knapp 1000 Sprachen ist da schon abwechslungsreicher. Als England die halbe Welt eroberte, diktierte es den Unterworfenen die Sprache. Der rasche Aufstieg dieser Sprache ist erstaunlich, denn im Gegensatz zu Französisch und Latein besaß Englisch zu Beginn des 18. Jahrhunderts wenig soziale Akzeptanz und geringere internationale Verbreitung und wurde von bedeutend weniger Menschen gesprochen als etwa Deutsch, Italienisch oder Russisch (abgesehen von Chinesisch und Hindi). Erst mit der Entstehung des größten Weltreiches der Weltgeschichte und der Ausbreitung der Sprache in alle vier Himmelsrichtungen hatte Englisch wie ein Schwamm zahlreiche indogermanische Wörter und Begriffe aus allen Kulturen und Sprachen aufgesogen und wuchs zur wortreichsten Sprache der Welt.

Es gibt Sprachen, die poltern oder harmonisch tönen, die zischen oder singen, solche die das fremde Ohr erschrecken oder deren Phonetik ausgeglichen stimmen, und wir kennen Sprachen, deren Ästhetik Auge und Ohr gleichermaßen ansprechen wie z.B. das Chinesische, in dem sich Symbolik und Wortklang auf eigentümliche Weise zu verbinden verstehen. Im Reich der Mitte werden Kinder in einem eigenen Schul-

fach "Schriftmalen" in dieser Fähigkeit geübt, wie das seit kurzem auch in deutschen Schulen mit dem "Schönschreiben" wieder gepflegt wird.

Neben Stimmen und Sprachen zeichnet das Ohr die erreichbaren Töne auf. Einer der großen Organisten des 20. Jahrhunderts, der blinde Professor Walcha in Frankfurt, der im Alter von 24 Jahren das gesamte Bachsche Orgelwerk auswendig zur Verfügung hatte, wurde einmal zu den Nachteilen seiner Blindheit befragt. Er antwortete sinngemäß: Es ist gar kein Nachteil. Mein Gehör hat sich so entfaltet, wie es eigentlich bei allen Menschen ursprünglich angelegt ist; es ist an die Stelle der Augen getreten. "Ich sehe mit den Ohren". Walcha verfügte offenbar auch über eine andere Gedächtnisstruktur als wir. Wir erinnern uns z. B. an ein Gesicht und sprechen vom visuellen Gedächtnis. Damit meinen wir aber eher das Erinnerungsvermögen. Unser Gedächtnis sammelt Begriffe, Sprache und Formeln ein. Unsere Erinnerung häuft Bilder an, das Gedächtnis dagegen Abstraktionen. Kehrt ein Satz des Vaters aus dem Gedächtnis zurück, dann liefert die Erinnerung das dazugehörige Bild der Situation. Bei Walcha schienen beide vertauscht oder wenigstens wieder so integriert zu sein, wie es wahrscheinlich bei allen Menschen einmal ausgerichtet war. Wenn er ein neues Stück studierte, dann mußte seine Assistentin ihm Stimme für Stimme einzeln vorspielen, die er in Gedächtnis *und* Erinnerung aufbewahrte. Nach und nach habe er Töne in Notenbilder verwandelt und den Gesamtklang mit seinen inneren Augen zusammengesetzt, um es hernach – übrigens fehlerfrei – zu spielen. Professor Walcha zielte in seiner Antwort auf ein verlorenes Vermögen ab, das in allen Menschen scheinbar schlummert.

Man hört also nicht nur mit den Ohren, und man sieht nicht nur mit den Augen. Andererseits ist das Gehör gegenüber Dauerbelastungen außerordentlich empfindlich. Ein Drittel der Berufsgeiger gilt mutmaßlich auf dem linken Ohr als schwerhörig. Regelmäßig warnen Ärzte vor der alljährlichen Silvesterknallerei. Jugendliche, die sich häufig in überbeschallten Diskotheken aufhalten, müssen mit Hörschäden rechnen. Wenn zur Love-Parade in Berlin alljährlich über eine Million Menschen anreisen, liefern nicht nur die Müllberge erschreckende Bilder, sondern man erahnt am ekstatischen Geschrei der Musikkapellen mit ihren Phonverstärkern, wie die Ohren einmal krank werden. Was die Millionen Mobiltelefone im Gehör ihrer Nutzer noch anrichten werden, weiß

heute niemand. Hersteller und Verkäufer dieser Geräte weisen inzwischen stolz darauf hin, daß die kommunikative Bindung der Menschen mit einem Handy sicherlich gewachsen sei. Darf man fragen, was denn eigentlich gesprochen wird, wenn in der Fußgängerzone einer Großstadt jeder zweite Jugendliche mit dem Handy am Ohr umherwandert ?

Ein ganz anderes Erleben der Tonwelten muß noch ergänzt werden: Das Singen. Wer selbst singt, versetzt nicht nur die Resonanzräume des Kopfes in Schwingung, sondern betätigt sich mit dem ganzen Körper. Geistige Aufmerksamkeit ist gefordert. Atmung, Muskulatur, ja selbst die Knochen vibrieren und bringen den ganzen Menschen auch mit seiner Seele in eine zuvor nicht vorhandene Bewegung. Wie eine Welle durchdringen Energien alle Körperpartien und bringen sie - zumal in einem Chor - auf eine Wellenlänge, welche heilt, froh stimmt, Leiden nachvollzieht, Licht einströmen läßt, zu Besinnlichkeit und Stille in der kreativen Gestaltung von Text und Tönen leitet. Da läßt sich ein ganzes Bündel musikalischer Ausdrucksformen nachleben. Schmerzhafte Dissonanzen, die vergnügte Rhythmik der Synkopen oder die klagende Chromatik werden weit über die stimmliche Gestaltung hinaus dem Hörer als Erlebnis dargeboten. Diese Wirkungen hängen mit dem zusammen, was man Tonarten nennt.

Mit diesem Begriff ist ein strenges Regelwerk in der Welt der Töne verbunden. Gemeint ist hier nicht jene Art des Sprechens, die nach Ansicht der Eltern von einem Heranwachsenden gelegentlich gewählt wird, wenn er sich im Ton vergreift und eine falsche "Tonart" anschlägt. Sondern in den Tonarten ist jene zwingende Ordnung der klassischen Musik zu finden, welche die musikalischen Laien zwar verspüren, die Komponisten dagegen bewußt wählen. Daß in der modernen Musik einem Hörer die Orientierung oft so schwer fällt, liegt daran, daß das ursprüngliche Gefüge der Tonarten aufgelöst ist. Bis ins 19. Jahrhundert hinein folgen aber die Komponisten dem sog. Quintenzirkel. Ausgehend von C-Dur, das wir uns jetzt einmal auf dem höchsten Punkt eines Kreises vorstellen wollen, gelangt man den Kreis entlang nach rechts auf die Seite der Kreuztonarten und nach links zu den B-Tonarten. Mit dem Kreuz kann jeder Ton um einen Halbton erhöht, mit dem B erniedrigt werden, wodurch die verschiedenen Tonarten mit ihren unterschiedlichen Eindrücken erst möglich werden. Man spricht vom

"Quinten"-Zirkel, weil im Abstand von fünf Tönen alle klassischen Tonarten eingeordnet werden können.

Ähnlich den kunstvollen Farbmischungen mittelalterlicher Kirchenfenster sind mit den Tonarten symbolträchtige Vorstellungen verknüpft, so daß der Quintenzirkel wie ein Kalender der Jahreszeiten verstanden werden kann. Beethoven komponierte seine Frühlingssonate in F-Dur, der tonartlichen Mitte dieser Jahreszeit, welche im C-Dur von Mozarts Jupitersinfonie mit ihren vollendet schönen Formen den jahreszeitlichen Höhepunkt erreicht; die Hochzeit Figaros leitet Mozart mit der Sommertonart D-Dur ein. Eine Heirat ist ja auch im Sommer am schönsten. Eine der schwermütigsten Schöpfungen Mozarts ist die Bläuserserenade in c-Moll, jener Tonart des Schlafes, der Zurückgezogenheit und des Sterbens. Sie verwendet auch Bach im Schlußchor seiner Matthäuspassion, während noch der Eingang desselben Werkes in der ersten von drei Herbsttonarten (E-Dur) endet. Der Hörer der Matthäuspassion soll nach der Kreuzigung seine Erleuchtung im Bekenntnis des Hauptmanns zur Trinität Gottes erfahren, einem Stück zu drei Stimmen, in drei Takten und in der dunkelsten Tonart mit drei Bs (c-Moll), wie Es-Dur die Tonart des Todes; der Meister im Gebrauch der Tonarten addiert sich selbst in einer vierten Stimme, indem er sich ganz unten stehen sieht, daher die Baßstimme, die er mit der Zahlensymbolik seines Namens versieht. In den Tonarten und Tonsymbolen vernimmt der Hörer also unterschwellig bedeutende Aussagen des Komponisten, ohne die Einzelheiten kennen zu müssen.

Das Geheimnis der Tonarten ist keineswegs den Eingeweihten vorbehalten. Ohne zu wissen, woran es liegt, spürt jeder Hörer z. B. auch die fortschreitende Spannung niedersteigender Tonarten in den Arien der bachschen Johannespassion, wodurch der Eindruck entsteht, es werde immer dunkler bis zu einer Choralmitte, von der an die Tonarten dann wie zum Sieg wieder aufsteigen. Tonarten bilden Jahreszeiten und Lebensphasen ab, und viele registrieren oft mit einem sechsten Sinn, wie Musik das Seelenleben des Hörers zum Schwingen bringt, wie sie erfreut oder tröstet, zur Besinnung leitet oder zu Aktivität befreit. Das Gehör nimmt wahr, was dem Wissen des vordergründigen Verstandes verborgen bleiben darf, jene Wahrheit hinter den Tönen, die wir auch schon in der Welt der Bilder beobachten konnten.

Nun zählt zum Reich der Töne auch das Geräusch. Sollte in einer Kirche eine neue Orgel gebaut werden, so erzählt man sich von einem Mitglied der berühmten mitteldeutschen Orgelbauerfamilie des Barock Gottfried Silbermann, bei der Besichtigung des Kirchenraumes habe er seinen Spazierstock fallen lassen, um Echo und Schall zu überprüfen. Er habe je nach Geräusch in Umrissen bereits die Disposition des zukünftigen Instrumentes mit seinen verschiedenen Klangfarben sowie den Standort der Orgel vor Augen gehabt. Es soll auch vorgekommen sein, daß der Meister sagte: "Hier baue ich keine Orgel.", weil er eine ungünstige Schwingung des Raumes witterte, was umgekehrt neben der Kunst der Maße und Messuren die Brillanz silbermannscher Orgelbauwerke erklärt, die auch Bach zu schätzen wußte.

Die Welt ist erfüllt von Geräuschen: Der nervend tropfende Wasserhahn, das beruhigende Rauschen des Meeres, das Stöhnen des Studenten, der seinen Text nicht begreift, und immer "schläft ein Lied in allen Dingen", will sagen: Hier verhüllt sich eine ferne Dimension im Reich der Töne, die dem Hörer etwas zuspricht. Deshalb be-"tonen" wir gelegentlich wichtige Details.

Im Krankenhaus lag ich einmal in einem Zimmer, an dem viele Menschen vorbeigingen. Nach einiger Zeit konnte ich die Schritte unterscheiden und war in der Lage zu hören, ob es einer eilig hatte oder ob ein Patient sich zur Untersuchung schleppte. Am leichtesten ließ sich die Nachtschwester an ihrem Gang erkennen. Später gesellten sich zu den Lauten noch Bilder der Vorbeilaufenden, die sich natürlich mitunter auch als Mißgriffe herausstellten. Bei einem Waldspaziergang zeigen das Knistern, Rascheln, Summen oder Raunen, wieviel Leben um uns herum um seine Rechte ringt. Der Frühlingsgesang der Vögel versetzt uns in den Konzertsaal der Natur, der wie Konzertsöne innerlich hell machen kann.

Und dann hören wir gelegentlich noch etwas, was sich unter unsere Kategorien der Sprache, Töne und Geräusche nur schwer einordnen läßt, weil es unmittelbar aus der Emotionalität hervortritt oder sie bewegen kann. Lachen offenbart den Menschen in seiner ganzen Lebensfreude. Sein Gegenteil, das Weinen, demonstriert ihn in seiner ganzen Traurigkeit. Lachen verbildlicht Glück oder Frohsinn. Beim Lachen

werden mehr Muskeln aktiviert als beim Schleppen von Einkaufstaschen. Den Weinenden hat Leid in seinem ganzen Körper so sehr ergriffen, daß wir seine Klage nicht nur hören, sondern auch sehen können.

Indem Hören und Sehen einander ergänzen, gelegentlich sogar zusammenfallen, sind persönlich variable Wahrnehmungen bei diesen Sinnesfunktionen am Werk. In gleichem Maße treten aber auch Tiefendimensionen der scheinbar neutralen Wirklichkeit ins Blickfeld. Das meinte Platon, wenn er die Augen "den Spiegel der Seele" nannte. Mancher öffnet denn auch den Mund, wenn er etwas nicht ganz verstanden hat oder steht mit offenem Mund staunend vor einem Bauwerk, so als ob er noch hören wollte, was er doch schon sehen kann. Kinder folgen mit aufgerissenen Augen und geöffneten Lippen der spannenden Erzählung. Und wenn eine Pause einmal zu lange dauert, hört man die Augen fordern: "Mach doch rasch weiter!" Aus dem Foto der verstorbenen Mutter sprechen Sätze, die der Betrachter mit den Ohren des Gedächtnisses hören kann. Ob uns nun allerdings die Toten lediglich in Gedächtnis und Erinnerung begleiten, muß ein Rätsel bleiben, weil wir nicht zu erklären vermögen, weshalb gerade in diesem oder jenem Moment uns ein Anstoß zu plötzlichem Gedenken erreicht hat.

Wagen wir zum Schluß noch eine Gegenüberstellung. Augen und Ohren scheinen als zwei Formen des Bewußtseins auf verschiedenen Ebenen miteinander zu konkurrieren. Vergleichbar dem Bild vom YIN und YANG verbinden sie sich zu einer harmonischen Ganzheit. In den unterschiedlichen Situationen des Lebens treten einmal das rationale 'männliche' Denken, ein anderes Mal die intuitiven 'weiblichen' Fähigkeiten hervor. Das Auge möchte man mit seinem analytischen Charakter mehr dem männlichen extrovertierten Bewußtsein, das Ohr mit seiner empfänglichen Eigenart eher der weiblichen Empfindung zuordnen. Das Auge fragmentiert linear, das Ohr strebt nach komplexer Synthese; das Auge vergleicht aggressiv, das Ohr zieht kooperativ bewahrend zusammen. Gleichwohl stößt man in der Zusammenschau beider Sinne nicht auf zwei ausschließliche Verhaltensweisen, sondern auf eine gewaltige Integrationsfähigkeit des Menschen. Weil sich bei jedem Menschen beide Fähigkeiten herausgebildet haben, hat die Psychoanalyse wohl auch recht mit der Hypothese einer Anima und eines Animus, welche jedem Menschen zuteil geworden sind. Allerdings läßt sich das

gegenwärtig tiefgreifende kulturelle Ungleichgewicht zugunsten der Bilder nicht übersehen, das so viele Menschen unfähig macht, auf leise Töne und stumme Klage zu hören und in Bildern und Tönen übergeordnete Zusammenhänge des Lebens zu erkunden. —

Wie real man sich andere versteckte Dimensionen innerhalb unserer Weltsicht vorzustellen vermag, zeigte jüngst der eingangs erwähnte Stephen Hawking. Unser sichtbares und hörbares All, so behauptet der britische Astrophysiker, habe nicht drei, sondern elf Dimensionen, und hinter und unter oder über unserer sichtbaren Welt lägen weitere Welten, in denen wir wie gleichzeitig leben. Zwischen den Welten seien Wechselwirkungen denkbar, denn sie seien lediglich von durchlässigen Membranen abgegrenzt. Diese zusätzlichen Dimensionen sehen und hören wir nicht, weil sie – wie Hawking meint – "ingerollt" sind. Man kann sich das wie ein Hologramm auf einer der neuen Euroscheine vorstellen; es wird auch erst sichtbar, wenn man den Schein hin und her wendet. Durch dieses Verfahren der Holographie lassen sich dreidimensionale Objekte in die zweidimensionale Ebene "packen". Dieses Prinzip, Informationen aus einer höheren Dimension in einem Gebilde niedrigerer Dimension zu kodieren, überträgt Hawking auf das Universum. Unsere Welt ist demnach das holografische Abbild einer höherdimensionierten Welt. Ebenso verhält es sich mit den Menschen, was die Mehrdimensionalität des Hörens und Sehens und die Weitsicht mancher Menschen erklären würde. Sind wir also Hologramme? Stephen Hawking hält es für möglich, daß in uns zahllose Informationen aus einer höheren Dimension gespeichert sind, was zwar wie eine Zukunfts-Fantasie anmutet, von Hawking jedoch aufgrund physikalischer Berechnungen ermittelt wurde.

Die Künste geben einen prophetischen Einblick in diese Welten und in unsere beiden Reiche der Bilder und Töne. Dabei läßt sich ohne Schwierigkeit eine Hierarchie der Künste erkennen, welche dem Prinzip zunehmender Verflüchtigung von starrer Materie zum Flüssigen hin zum Luftigen folgt, ohne daß damit die Kunstwerke bewertet werden könnten.

Bildhauer bearbeiten die dichteste Materie, nämlich Steine oder Holz zu Figuren, die jedem Betrachter wie lebendige Leiber erscheinen können,

so als ob sie im Moment erstarrt wären und doch voller Ausdruck geblieben sind. Als Handwerkszeug dienen Hammer und Meißel. Trotz der Härte des Steins verstand es ein Naumburger Meister, mit seinen Stifterfiguren die ehrbaren Domherren aus der Fassung zu bringen. Jahrhunderte vor der Entdeckung der Individualität gelang es ihm, Charakter und Schicksal in die steinerne Haltung und in die Gesichter seiner Schöpfungen zu meißeln.

Die nächste Stufe auf der Leiter zur Entmaterialisation findet sich im Kupferstich. Hier dient zwar massives Metall als Ausgangsmaterial, aber später tritt die Flüssigkeit als ergänzendes Element zum Erstellen von faltbaren Kunstdrucken hinzu. Rüstzeug ist der schon leichtere Gravurgriffel.

Der Maler verwendet anstelle von Meißel oder Griffel den Pinsel und flüssige Farben statt Stein, um auf weichen Stoffen wie Papier oder Leinen seine Bildwerke zu erstellen. Er bildet indessen die Wirklichkeit nicht nur ab, sondern deutet sie wie der Bildhauer und Kupferstecher, macht aber mit leichteren Mitteln auf weitere Dimensionen des Sehens aufmerksam. Nicht alle Betrachter können der Sicht eines Malers folgen, weil ihre Augen prophetisch in unbekannte Dimensionen gerichtet werden.

Picasso sagte einmal nach seinem Stil befragt, daß er immer wieder von vorn anfangen müsse, wenn er ihn gefunden habe. Das erklärt, warum er Gründer und Mitbegründer so vieler unterschiedlicher Kunstrichtungen war. Im Gegensatz dazu waren die alten Meister wie Michelangelo oder Leonardo da Vinci froh, wenn sie ihren Stil gefunden hatten. Der revolutionäre Neuanfang eines Picasso, immer wieder neu sehen lernen zu müssen, traf daher zunächst auf Unverständnis, weil er ähnlich der Abkehr von den Tonarten das gewohnte Vermögen der Betrachter überholte; deshalb blieben ihm zunächst Ablehnung und Unterschätzung nicht erspart.

Die luftigste und abstrakteste unter den Künsten ist die Musik. Ohne "Ausgangsmaterial" werden mit Bleistift, Feder und Tinte lediglich kleine Punkte und Striche auf Papier gezeichnet. Eine Partitur ist schwerlich als Kunstwerk zu begreifen, denn man erkennt zwar die Notenschrift, nicht aber Gesetze des Tonsatzes oder Eigenheiten der

Tonarten und nicht die kunstfertigen Kniffe der Instrumentierung; nur der Profi kann hören, was er liest. Diese Kunst spricht für den Hörer erst jenseits der analytischen Rationalität aus sich selbst, was allerdings auch geübten Betrachtern bei Bildwerken gelingt. Um aber der Musik überhaupt zum Dasein zu verhelfen, bedarf es zusätzlich verschiedener Instrumente und Musiker, welche diese beherrschen. Und auch vom Zuhörer ist eine sehr hohe Interpretationsleistung über die Ohren zu erbringen. Bild und Plastik werden hingegen zunächst wie Gewohntes erfaßt. —

So entfalten sich die Künste wie auf einer Stufenleiter abnehmender Dichte: von der erdhaften Materialvorgabe und rationalem Verstehen in der Bildhauerei – zu einem vermischt rational-emotionalen Aneignungsvorgang in der Malerei mit ihren leichteren, flüssigen Materialien – hin zu gewichtslosen, geschriebenen Zeichen in der unbeständigen Musik, die den Zuhörer sogleich emotional ergreift. Der Weg in die schwebenden Hintergründe unserer Wirklichkeit differenziert sich also von der massiven Härte z. B. eines Marmorstandbildes von Michelangelo, das fest auf dem Boden steht, zum Holzschnitt oder Kupferstich, den man an eine Wand hängen kann, zu den verborgenen Dimensionen der flüssigkeitsbestimmten Malerei, schließlich zu flüchtigen Tönen, die zunächst für Momente, dann im Nachklingen nur das Ohr vernimmt. So erscheint das Hören als eine Fähigkeit, welche die vieldeutige Wirklichkeit besonders eindringlich aufzunehmen vermag.

So mag auch das beschriebene Stufenmodell der Künste von Hawkings mehrdimensionalem Schichtenmodell des Kosmos ergänzt werden, so wie die Welt der Bilder von der Welt der Töne erweitert wird. Weil so viele Welten in jedem Menschen geheimnisvoll enthalten scheinen, harren sie ständig der Entschlüsselung.

Fassen wir zusammen:

Sehen und Hören führte uns direkt zur Wahrnehmung und zu den Künsten. Sie unterscheiden sich durch den Grad ihrer Abstraktion. Auf dem Weg von der Bildhauerei und Plastik zur Malerei haben wir allerdings die Fotografie, den Film und die Zeichnung übergangen. Die Musik schloß das Modell als Kunst höchster Abstraktion ab.

Eine gestalterische Fachrichtung umfängt jedoch alle Sinne: Die Architektur. Sie muß alle Künste im gestalterischen Prozeß mit einbeziehen und berücksichtigen, und sie macht auf die Möglichkeit für den Zusammenfall aller sinnlichen und künstlerischen Gegensätze aufmerksam. Der Dom spricht alle Sinne an und verbindet alle gestalterischen Künste miteinander, die Baukunst, die Bildhauerei mit ihren Figuren an Türen und Türmen, die Malerei in Fenstern und Altären, und (in der Orgel) noch die Musik; ja sogar die Typografie im Bibelbuch und die Webkunst in der Altarbekleidung sind eingebunden. Es ist gewiß kein Zufall, daß ausgerechnet das Gotteshaus das alles leisten kann und zwar in letzter Ausrichtung auf die Transzendenz. Nicht zufällig liefert wohl auch der Dom diese Einsicht den Reisenden, wenn sie in der fremden Stadt die Kirche betreten und nach einem Zentrum der Erfahrung suchen.

Pressemitteilung

"Man schließe das Auge, man öffne, man schärfe das Ohr." Aus diesem Wort aus Goethes Farbenlehre erschließt der Autor die Welt der Bilder und der Töne. Mit der Frage nach der Bedeutung des Sehens und des Hörens trifft man auf die tägliche Welt der inneren und äußeren Bilder, welche Orientierung und Urteil ermöglichen, aber auch täuschen und in die Irre führen, besonders in den zahlreichen Vorurteilen, die sich Laufe des Lebens in Gedächtnis und Erinnerung einnisten. Zur Welt der Bilder gehören auch die Farben mit ihrer Symbolik: z.B. Schwarz ist nicht nur die Farbe der Trauer, sondern auch des dunklen Mutterleibes und der Erde, wo neues Leben entsteht. Auch in der Welt der Töne lassen sich tiefere Dimensionen entdecken z. B. im Geheimnis der Tonarten, die der Konzertbesucher nicht zu kennen braucht, die er aber unbewußt spürt.

Der Beitrag will diese Tiefenschärfe der erfaßten Bilder und Töne entschlüsseln, um dem Hörer sowohl den Unterschied von Sehen und Hören als auch den Zusammenfall der Gegensätze in der sinnlichen Wahrnehmung z. B. in den Künsten darzulegen.

— • —